

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 35 (1967)
Heft: 12

Artikel: Entzünden möcht' ich alle Lichter
Autor: Gyburc-Hall, Larion
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-568837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entzünden möcht' ich alle Lichter

Eine Weihnachtserzählung von Larion Gyburc-Hall

« — — und nach glühenden Jahren,
wenn wir irdisch erblinden,
reift eine grössere Natur . . .»

(Hans Carossa)

Der alte Mann stand am hohen Fenster. Er hatte ein Loch in die Eisblumen gehaucht und schaute durch das freigelegte Glas in den Park hinab. Es schneite unentwegt. Die Tannen trugen schwere Lasten, und der See war nicht mehr erkennbar unter der weissen Decke, die über dem Eise lag. Obgleich es noch nicht spät war, dämmerte es bereits. Dunkelheit wuchs hoch an den Bücherwänden, und nur vom flackernden Kaminfeuer fluteten Wärme und ein sanfter Schein durch den Raum.

Ein Heiliger Abend wie so viele andere, die hinabgetropft waren in den Jahren seines Lebens, — Christabende der kindlichen Hoffnungen und harmlosen Freuden, der verschwiegenen Sehnsucht geahnter Glückseligkeit, einsame und traurige Weihnachten der Enttäuschung und unerfüllt gebliebener Erwartungen. — — So war das Leben verronnen, ein strenges Leben, der geistigen Arbeit geweiht, — ein Leben, das nicht ganz erfolglos gewesen war. Und während Frucht und Erträgnisse seines Fleisses sich niederschlugen in einem bescheidenen Wohlstand, der ihm eine behagliche Umgebung und Freiheit von materiellen Sorgen gewährte, indes sein literarischer Ruhm um ihn her wuchs, ward er inne, wie er immer mehr vereinsamte. Nach seiner Emeritierung blieben zuerst die Kollegen und nachher auch seine Schüler weg. Wenn er sich dann zuweilen einmal aufraffte, einer Einladung zu einer Fakultätssitzung zu folgen, dann musste er in zunehmendem Masse feststellen, wie wenige ihn noch kannten, wieviele junge aufstrebende Wissenschaftler auf Lehrstühle berufen worden waren und wie der Tod manch lieben und vertrauten Kollegen hinweggenommen, von deren Hinscheiden ihn keine Nachricht erreicht hatte. Nur er war vergessen worden. Ihm war vergönnt gewesen, die Pläne seiner mittleren Jahre zu verwirklichen, was ihm die Hochschularbeit und der Dienst an der Jugend bis dahin geweigert hatten. Seine grossen Werke über «Stefan George und die Erneuerung der Dichtersprache», «Die pädagogischen Einsichten Wolframs von Eschenbach», «Die Lebensanschauung des späten Goethe und die Spruchbücher des Alten Testaments», nicht zu vergessen die umstrittenen «Untersuchungen zu den Lehrtexten der altägyptischen Literatur» hatten ihn auch als Kenner entlegener Wissenschaftsgebiete ausgewiesen. Sein Ruf war unantastbar geworden, und sein fast vollendetes Werk über «Die Neuromantik als Renaissance der Barockdichtungen», dessen Manuskript der letzten glättenden Hand harrte, würde diesen Ruf bestätigen.

Noch wenige Jahre, und er würde das achtzigste Lebensjahr vollendet haben. Immer waren es die Christabende, an denen er sich fragte, ob dieses Leben wirklich zu leben wert gewesen sei, — — ein Leben, in dem es die Liebe nicht gegeben hatte, jene Liebe, auf die ein Herz hoffen zu dürfen glaubt, das sich Jahrzehnte um Jahrzehnte an die Jugend verströmt. So war denn alles Werk geworden, was nicht hatte ausblühen dürfen, das Wort der Deutung, die feiernde oder

beschwörende Rede, die freundliche Unterweisung, Aufmunterung und Mahnung, Beschwichtigung und unüberhörbare Warnung, wo jugendliche Selbstsicherheit ein Examen zu gefährden schien. Und wenn sie vor ihm waren und seine Augen auf ihrer Schönheit ruhen durften, sie aber — unbewusst ihrer sieghaften Macht über das Herz dessen, der seine Erschütterung zuweilen kaum zu verbergen wusste — ihm Zweifel und Zuversicht, vergebliches Mühen und schwer nur errungene Erfolge bekannten, dann hätte er etwas darum gegeben, den blonden Scheitel auch nur für einen Augenblick anrühren zu dürfen. Er hielt sich zurück, und nicht wenige bedauerten die «gläserne Wand», die trotz aller Freundlichkeit immer da sei und die oft den Abschied mit Händedruck unmöglich mache.

Melodisches Geläute entriss den alten Mann seinem Sinnen. Erst als es sich wiederholte, erinnerte er sich daran, dass seine Wirtschafterin über die Feiertage zu entfernten Verwandten verreist war und er selbst wohl öffnen müsse. Er tastete sich durch das Dunkel zum Flur und zur Haustüre, machte Licht und öffnete. Ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren stand da:

«Wohnt hier Herr Professor Lyrr?» fragte er lächelnd.

«Der bin ich selbst», antwortete der alte Mann.

«Bitte verzeihen Sie die ganz ungewöhnliche Zeit meines Besuches. Darf ich eintreten?»

Die Unbekümmertheit des Auftretens, die Unbefangenheit von Sprache und Gebärde, das Lächeln, das dieses erregend schöne Antlitz übersonnte, verwirrten den alten Mann ein wenig. Aber er trat zur Seite und lud den unangemeldeten Gast herein. Der schüttelte den Schnee von seinem schweren Mantel. Ein ranker, sportlicher Körper in ausgezeichnet geschneidertem hellgrauem Anzug entschälte sich dem Ulster.

«Wollen Sie bitte eintreten!» Noch immer ein wenig benommen, ging der alte Mann voraus und tastete nach dem Schalter.

«Aber nein», wehrte der junge Mann. «Lassen Sie das Licht aus. Der Kamin gibt genug Helligkeit. Darf ich mich setzen?»

Der stummen Aufforderung des alten Mannes kam er gleich nach. Als sie sich gegenüber sassen, wagte der Hausherr noch einen kurzen verhaltenen Blick, — und, das nur zu bekannte Gefühl melancholischer Resignation im Herzen, dachte er: Ja, du bist schön, und kein Makel ist an dir. Möge es sein, dass du es nicht weisst und so bald nicht erfährst; denn nur dann wird der Liebreiz seinen zwingenden Zauber bewahren können.

Die schlanken Beine übereinandergeschlagen, die Hände lässig über die Lehnen des Sessels gelegt, schaute der junge Mann den alten Herrn aus seinen tiefblauen Augen unverwandt an, bevor er zu sprechen begann.

«Ich bin Ragnar Kirstein. Der Name wird Ihnen nichts sagen, denn Sie werden sich kaum noch an meinen Vater Björn Kirstein erinnern, der einmal Ihr Schüler gewesen ist, ohne dass Sie es erfuhren. Er studierte eigentlich Medizin, und irgendwann geriet er einmal in eine Ihrer Vorlesungen, die ihn interessierte, um Sie danach 'schwarz' zu hören, das heisst, ohne dazu berechtigt zu sein. — — Ich komme zu Ihnen, um Sie im Namen meines toten Vaters um Verzeihung zu bitten. — —»

Der alte Mann glaubte nicht recht zu hören. Es gehörte zur studentischen Unart, nicht belegte Vorlesungen irgendwelcher Hochschullehrer einfach 'schwarz' zu hören. Dass der Sohn eines ehemaligen Studenten nach so vielen Jahrzehnten glaubte, den Vater dafür entschuldigen zu müssen, verwunderte ihn.

«Sie verstehen mich nicht recht», hörte er die angenehme Stimme des jungen Mannes wieder und nahm dessen unnachahmliches Lächeln wahr. «Nicht wegen des Missbrauchs der akademischen Möglichkeiten entschuldige ich meinen Vater. Viel schwerwiegender hat er sich Ihnen gegenüber vergangen, und dass er mir dies noch kurz vor seinem Tode offenbarte, mag Ihnen beweisen, wie sehr ihn die Erinnerung an dies Vorkommnis bedrückt hat. Sie erinnern sich nicht eines Studenten Björn Kirstein?»

Der alte Mann dachte nach. Schemenhafte und deutlicher umrissene Gesichter zogen an seinem inneren Auge vorüber. Eines, das einem Björn Kirstein gehörte, war nicht darunter. Er schüttelte den Kopf.

«Es kann etwa dreissig Jahre her sein», begann der junge Mann mit leiser Stimme zu erzählen. «Sie reisten damals von Rotterdam in Ihre Universitätsstadt zurück, hatten bereits die deutsch-holländische Grenze hinter sich gelassen, als Sie mit einem jungen Mitreisenden ins Gespräch kamen. Er legte es darauf an, Sie aus Ihrer Zurückhaltung herauszulocken, und er erreichte es. Mein Vater war recht erstaunt, dass ihm so schnell und so leicht gelang, was andere Kommilitonen auch, jedoch ohne Erfolg, versucht hatten. Noch lange bevor Sie am gemeinsamen Reiseziel angelangt waren, schien eine Uebereinkunft hergestellt. Mein Vater versprach, Sie andern Tags zu besuchen. Es war ein Heiliger Abend...»

Nur mit grosser Anstrengung vermochte der alte Mann seine Fassung zu bewahren. Denn als ob in finsterer Nacht ein Vorhang jäh und brutal weggerissen worden wäre und seinen unvorbereiteten Blick die Lichtglut von Sonnen blendete, so überwältigte ihn die Erinnerung an jenen zurückliegenden Heiligen Abend. Ja, er hiess Björn. Den Hauptnamen hatte er bald vergessen. Nur unter Aufbietung aller Kräfte hatte er sich davon zurückhalten können, im D-Zug diesem Schönen näherzurücken, der scheinbar naiv seine Reize spielen liess, — mit vortäuschter Zurückhaltung, wie er jetzt erkennen musste, und spätere Gewährung verheissender Verhaltenheit. Und dann — einen Tag später — war er gekommen, ein Gott im Fleisch, strahlend, lächelnd, — gekleidet in einer Weise, die den Adel und das Ebenmass seiner Glieder und die aufreibende Fülle seines Geschlechts mehr offenbarte als verhüllte. Was am Abend zuvor sicheres Einverständnis geschienen, nun erwies es sich als in Frage gestellt. Es gab kein In-die-Arme-sinken, kein scheues Tasten nach diesem Leibe, kein bereitwilliges Oeffnen des Schosses und lächelndes Gewähren, — nicht Hingabe des Geliebten an den verzehrend in ihm Inbegriff und Inbild der Schönheit Verehrenden. Es gab freundliche Kühle aus strahlendem Augenblau, unmerkliches Zusammenziehen der Lider und die Bildung einer steilen Falte auf der schönen Stirn, wo des Besessenen Wort immer rückhaltloser sich bekannte. Es gab drängendes Bemühen und sanfte Zurückweisung, deren Sanftheit aber gerade geeignet war, noch mehr zu entflammen. Es gab gewollte Kühle genau im Augenblick der Einnahme einer zur Annäherung einladenden Stellung, das gelassene Streicheln des nur allzudeutlich auch durch die Bekleidung hindurch als erregt erkennbares Geschlecht, — dies scheinbar zufällige Breiten der Schenkel und deren Schliessen in dem Augenblick, da auf ihrem Scheitelpunkt die Augen des Verzückten ruhten... Es gab erregte Wechselreden zwischen dem Verlangenden und dem, der offenbar entschlossen war, sich kostbar zu machen, — das schlichte Eingeständnis des Glühenden und das kurze klare Nein des Kalten. Vielleicht war dies Nein einige Herzschläge lang zu früh gefallen. Vielleicht wäre dem Herausforderer noch ein letzter Triumph geglückt. Er begnügte sich damit, den Abgewiesenen auf den Knien vor sich zu sehen und wähnte, dies reiche aus, ihn zu verderben... .

Es hatte nicht ausgereicht. Eine winzige Kleinigkeit hatte noch gefehlt, zum Letzten war es nicht mehr gekommen. Denn gedemüigt und sich erniedrigt führend hatte der Betrogene ein paar Entschuldigungen gestammelt und den wie ein Sieger Abziehenden entlassen. Wochen und Monate hatte er gelitten unter dieser Verwundung, und es hatte lange gedauert, bis diese vernarbt war. Aber nach etlichen Jahren, da hatte er einem Kriminalbeamten einmal eine Gefälligkeit erweisen können und dieser hatte ihm verraten, dass ein Student Björn Kirstein ihn angezeigt habe wegen Aufforderung zu widernatürlicher Unzucht, um sich von der Kriminalpolizei darüber belehren zu lassen, dass dies ein Beleidigungsdelikt sei und dass der Beleidigte selbst Strafantrag zu stellen habe. Und man habe ihn noch gewarnt, das zu tun, da Herr Professor Lyrr sicherlich die Begleitumstände als eine bewusst angelegte Provokation dem Gericht werde glaubhaft machen können. So war das Verfahren erst gar nicht in Gang gesetzt worden.

Ragnar Kirstein hatte sich davon überzeugt, dass der alte Mann sich erinnerte. Taktvoll schwieg er, bis dieser mit einem leisen Stöhnen in die Gegenwart zurückfand.

«Können Sie meinem Vater verzeihen?» fragte er leise.

Der alte Mann war noch nicht in der Lage zu antworten. Ragnar Kirstein fuhr fort:

«Ich habe meinen Vater, als er mir dies berichtete, gefragt, warum er so an Ihnen gehandelt habe, warum er es darauf angelegt hatte, Sie zu vernichten, da Sie ihm doch nie etwas zuleide getan hatten. Darauf hat er mir geantwortet, dass er damals in einer Phase der totalen Verwirrung gewesen sei. Er habe gar nicht mehr gewusst, ob er normalgeschlechtlich angelegt gewesen sei oder nicht. Begegnungen gleichgeschlechtlicher Art habe er nur mit ausnehmend schönen Kommilitonen gehabt, die ihn alles gründlich verachteten gelehrt, was unschön, gar hässlich oder alt und unansehnlich gewesen sei. Ihn habe gereizt zu erfahren, wieweit sich ein so überlegener Hochschullehrer hinreissen liesse. Zuerst sei er verwundert gewesen über seinen leichten Sieg, nachher aber habe ihn die Exaltation dieses Werbens abgestossen, eines Werbens, das er erhört hätte, wenn der Werbende weniger alt und weniger hässlich gewesen wäre. — Die Szene habe ihn dann so angewidert, dass er, überwältigt von Abscheu, der Hochschullehrertätigkeit eines solchen Mannes, der sich so wenig in der Gewalt behalten konnte, ein Ende habe setzen wollen. Erst viel später sei in ihm eine menschlichere Einsicht aufgebrochen; aber nie habe er den Mut gefunden, den so tief Gekränkten um Verzeihung zu bitten.»

Der alte Mann hatte seine Fassung wiedergewonnen. Er schaute den Sohn des einst so leidvollen Geliebten gross an.

«Und warum kommen Sie jetzt zu mir, — so spät? Es hätte doch alles vergessen bleiben können. — — »

Ragnar Kirstein erhob sich langsam aus seinem Sessel, trat vor den Greis hin und legte seine jungen Hände auf das weisse Haar. Der alte Mann zitterte; denn dicht vor seinen Augen sah er, unzulänglich nur umschlossen und verhüllt von dem eleganten Anzug, die Konturen jünglinghafter Mannheit verheissungsvoll gelagert zwischen den schlanken Schenkeln und bereit zu liebkosender Anrührung. Und über sich hörte er die Stimme:

«Ich bin gekommen, Ihnen das zu gewähren, was mein Vater Ihnen vorenthalten hat, — — wenn Sie das annehmen mögen. Ich weiss, wie unzulänglich diese späte Genugtuung für Sie ist. Aber nehmen Sie den guten Willen des Sohnes für den bösen des Vaters . . .»

Einen Augenblick lang war der alte Mann versucht, den schlanken Jüngling an den Hüften zum umfassen, ihn zu sich heranzuziehen und dorthin zu küssen, wo alle Menschen die Mitte aller Entzückung finden. — Aber er besann sich, nahm beide Hände Ragnars in die seinen und schob ihn freundlich und gütig ein wenig von sich ab.

«Mein lieber junger Freund», sagte er bewegt. «Lassen Sie mich danken dafür, dass Sie etwas gutmachen wollten, was Sie selbst nicht verschuldet haben. Aber als ich so alt war wie Sie heute, da habe ich mich verzweifelt an einen meiner Hochschullehrer gewandt. Er liess keinen Zweifel darüber, dass ich, wenn ich ins Hochschulamt gelangen sollte, dies Amt nie missbrauchen dürfe, die Not meines Entbehrens zu lindern. Und er unterwies mich: 'Liebst du einen Knaben, dann wisse, der Gott legt mir ein Künftiges auf und ans Herz. Verrate dies Künftige nie an eine flüchtige Gegenwart. Eine ernste Zukunft blickt auf dich aus den Augen des Knaben, den du lieb hast. Denke ihn dir in deinem Alter, fernher rückblickend auf dich und sorge, dass er dich und dein Andenken segne', — Gäbe ich der Regung nach — ach, es wäre nicht mehr das leidenschaftliche Verlangen, das ein Leben lang ungestillt blieb — gäbe ich dieser Regung nach, — wie sehr müsstest du mich, kommst du in dein Alter, verabscheuen, überfiele dich die Erinnerung an den Greis, dessen welkende Glieder seinem Anblick ausgesetzt gewesen, dessen zitternde Hände an Dein Geschlecht gerührt. Wie sehr müsstest du mein Andenken hassen! . . .» Es waren die mahnenden Worte von Ernst Bertram aus dem 'Wanderer von Milet'. —

Er hielt erschrocken inne, denn er wurde sich bewusst, dass er den jungen Mann mit Du angeredet hatte. Der aber beugte sich zu ihm herab, küsste ihm Augen und Stirn. «Sie feiern eine so einsame Weihnacht. Lassen Sie mich mit Ihnen feiern.» Und er schaute sich um und gewahrte den hergerichteten Baum. «Darf ich die Kerzen anzünden?» Der alte Mann nickte, und Ragnar entzündete die Lichter.

*

Damit schliesst die Geschichte. Mehr kann nicht berichtet werden; denn das könnten nur diejenigen, die sie erlebten. Ich weiss nicht, wie der alte und der junge Mann den weiteren Abend verbrachten, ob sie stumm auf das Herabbrennen der Kerzen warteten, oder ob Ragnar, wider alle Abwehr des alten Mannes diesen doch noch das Wunder seiner Schönheit schauen liess, ob Hände, denen im Leben alles verwehrt war zu tun, was das darbende Herz hätte froh machen können, diesen herrlichen Leib anrühren durften, — ich weiss es nicht. Aber es ist auch nicht wichtig, das zu wissen. Wichtig ist, dass ein Schöner und Junger bereit war, einem alt und hässlich gewordenen Menschen die Gnade seines Anblicks zu schenken, und nicht nur dies. Hochachtung und Menschlichkeit haben ihn so sehr hinausgehoben über die Schönlinge, die in der mitmenschlichen Begegnung nur sich selbst suchen, dass sich an ihm das Dichterwort Stefan George's aus der Gedenkrede auf Maximin erfüllte: «denn der ist der grösste woltäter für alle der die eigne schönheit bis zum wunder vervollkommen . . .»

Orthographie von Stefan George!